

Die Schleuse - eine literarische Verstrickung

Es begann mit einem unschuldigen Briefchen meiner Lektorin. „Bei meinen Recherchen für ein Buch, das im Herbst herauskommen soll, stieß ich in der Literaturzeitschrift „Stimmen der Gegenwart“, Jahrgang 1953, auf eine Erzählung von Hermann Friedl“, schrieb sie. „Und was ich darin las, klang wie ein Stück Eurer Familiengeschichte. Ich war, wie Du Dir vorstellen kannst, sehr überrascht, aber da ich weiß, dass es keine Zufälle gibt, kann es nicht anders sein. Bitte lies den Text aufmerksam durch und schreibe mir, was Du davon hältst...“

Nein, ich brauchte nicht aufmerksam lesen, schon nach den ersten Zeilen stand für mich fest, dass sich meine Lektorin nicht geirrt hatte. Die namenlose Hauptfigur der Erzählung, die den Titel „Nach dem Krieg“ trug, war meine Mutter.

Die biographische Kurznotiz über den mir nicht unbekanntem Autor, die mir die Lektorin ebenfalls mitschickte, endete mit der lapidaren Feststellung: der abgedruckte Beitrag ist einem soeben beendeten Roman entnommen.

Ein Roman? Und warum hat mir meine Mutter nie davon erzählt? Auf alle meine Fragen erhielt ich nur die vage Antwort: „Ja, ich weiß, dass er damals einen schrieb, aber ich habe keine Ahnung, was daraus geworden ist...“ Die Sache ließ mir keine Ruhe. Natürlich erinnerte ich mich an den „Onkel Hermann“, er ging bei uns aus und ein, später verlor ich ihn aus den Augen, ich las nur mehr in der Zeitung von ihm, wenn wieder ein neues Buch von ihm herauskam, und sein Bild verschwand allmählich hinter seinen literarischen Figuren. Kurz vor seinem Tod traf ich ihn überraschend wieder, doch da hatte er bereits andere Sorgen als mir von seinen schriftstellerischen Anfängen zu erzählen.

Nun, viele Jahre später, begann ich mich plötzlich brennend für diesen verschollenen Roman zu interessieren. Ich unternahm Nachforschungen, durchforstete den Nachlaß im Linzer Stifterinstitut. Die Sache schien aussichtslos angesichts der Berge ungeordneter Schriften - Briefe, Textfragmente, Notizen und verworfene Projekte. Aber dann hielt ich plötzlich eine zerfledderte Mappe in der Hand, prall gefüllt mit hauchdünnem, eng beschriebenem Durchschlagpapier. „Die Schleuse“ las ich auf dem ersten Blatt. Das klang nicht gerade nach einem Frauenschicksal. Der Ordnung halber blätterte ich weiter und hätte sie wohl wieder in die Schachtel zurückgelegt, wenn ich nicht beim flüchtigen Hinsehen über das Wort „Kinderlähmung“ gestolpert wäre. Aufgeregt las ich mich fest.

Sie hatte gestern gelesen: Neue Erfolge in der Bekämpfung der Kinderlähmung. Groß, als Schlagzeile, aber was darunter stand, war in der Sprache der Reporter des Tages, mit vielen Worten, das Wesentliche daran war nicht zu ergründen und war ihr fremd in den Ausdrücken, die womöglich falsch wiedergegeben waren, und sie würde Jimmy fragen, der nicht Jimmy hieß, aber den sie so nannte und der Arzt war und den sie mochte, nicht weil er Arzt war, sondern den sie mochte, weil sie über vieles mit ihm sprechen konnte, als sie im Allgemeinen Krankenhaus war, was nicht zu ihrer Krankheit gehörte...

Das also war er, der verschollene Roman. Ich brauchte Stunden, bis ich den hauchdünnen, teilweise geknickten Seiten eine Kopie abgerungen hatte. Und Tage, bis ich sie alle gelesen hatte. Es waren immerhin dreihundertfünfzig.

Nach der Lektüre war mir klar, mit dem kurzen Vorabdruck, von dem eingangs die Rede war, hatte Hermann Friedl nur die Weichen für den späteren Roman gestellt. Während in der Erzählung die Krankengeschichte im Mittelpunkt stand, uferete der Roman zu einem Gemälde der Nachkriegszeit aus, so wie er sie in Linz erlebte. Das amerikanische Büro, in dem meine Mutter als Sekretärin arbeitete, empfand er als eine Schleuse, einen Flaschenhals, vor dem sich der Strom der Flüchtlinge staute.

Die Reaktion meiner Mutter auf meine Entdeckung war seltsam verhalten. War ihr der Roman zu persönlich geraten? Näheres zur Entstehungsgeschichte war ihr jedenfalls nicht zu entlocken. Dabei hatte sie sich doch bereitwillig als Romanheldin zur Verfügung gestellt und Hermann Friedl nicht nur mit Schreibpapier, sondern auch reichlichem Erzählstoff versorgt. Das geht aus einem seiner Briefe an sie hervor. Am 19.11.1952 schrieb er ihr:

.... Das Papier kann ich schon brauchen. Zu allem bitte ich Dich nur, laß mich mit der Russensauferei nicht hängen, weil sonst die Arbeit steht. Die Sache ist die, dass Hohenberg wieder so ein Paar verheiratet hat, den Buchhalter Openko mit einer Tschesn, die keine gescheitern Papiere hat, der Transport geht nächste Woche. Nun, sie heiraten, und Kabelka führt Euch zur Hochzeit hinaus. Pintula wird am nächsten Tag geschieden. Die Alte erwartet den Schwager von Mr. White, der im Landesgericht sitzt, zu sehr vorgerückter Stunde taucht sie auf einmal im Lager Wegscheid bei Euch auf. Na, das gibt natürlich tolle, tolle Sachen. Bitte, bitte, laß mich nicht hängen. Ich möchte vor Weihnachten noch fertig werden. Im übernächsten (letzten) Kapitel kommt schon Pintulas Überfahrt. Auch ein paar afrikanische Schilderungen könnte ich brauchen, aber das muß nicht unbedingt sein.

Das Kuriose an dieser Geschichte ist, oder sagen wir besser, die seltsame Fügung, daß ich zu eben jenem Zeitpunkt mitten in der Arbeit an meinem eigenen Roman steckte, in dem es unter anderem um meine Mutter und ihre Krankheit ging („Du musst verstehen“). Mir war, als hätte nun im Archiv des Stifterhauses eine Begegnung über ein halbes Jahrhundert hinweg stattgefunden, bei der die Protagonistin der beiden Manuskripte selbst Regie führte. Ich konnte damals nicht ahnen, daß diese sich einmal fast gleichzeitig als Bücher im selben Verlag wiederfinden sollten.